

# Frucht der Sünde



Frucht der Sünde  
Roman  
Vier-Viertel-Verlag  
Hardcover: 269 Seiten  
erschienen im März 2005  
ISBN: 3902141166

(1. Auflage vergriffen)

## Kurzzinhalt:

Frucht der Sünde zeichnet eine eindrucksvolle, dramatische Erzählung aus dem Leben einer nö. Bauernfamilie in den Wirren des zweiten Weltkrieges bis hin zu den kargen Jahren der Nachkriegszeit in einer bildhaften, emotional fesselnden Sprache. Der Roman hält alle großen und bewegenden Momente dieser schwierigen Zeit fest: Krieg, Gefangenschaft, Widerstand, Besatzung, Wiederaufbau, Modernisierung, Staatsvertrag, und stellt somit ein wichtiges Stück Heimat- und Kulturgeschichte dar.

## Leseprobe:

### Prolog

**Das was wir sind,  
ist die Summe all dessen,  
was wir einmal waren**

Zwei Besorgnis erregende Umstände standen seiner Geburt entgegen. Zum einen die körperliche Konstitution seiner zierlichen Mutter, um die es nicht gerade gut bestellt war, und seine damals bereits ausgeprägte Starrköpfigkeit. Schon die Niederkunft mit seiner Schwester war begleitet von ernst zu nehmenden Komplikationen, was die erfahrene Hebamme Hildegard, zugleich Kräuterweiblein, Wahrsagerin und erste medizinische Anlaufstelle im Dorf, veranlasste, von einer weiteren Geburt strikt abzuraten. Doch vor allem der Ehemann von Cäcilia wollte und konnte sich nicht damit abfinden, ohne Stammhalter und Hoferben alt zu werden. Es war ein ungeschriebenes Gesetz, solange Kinder zu zeugen, bis endlich ein Söhnlein das Licht der Welt erblickte und somit das volle Ansehen der Familie hergestellt war und Zufriedenheit im

bäuerlichen Patriarchat, deren Dominanz tief wurzelte, herrschte, oder aber der Hausherr nach Geburt des fünften Mädchens resignierend das Handtuch warf. Nun musste Johann sein liebes Eheweib zu nichts zwingen, das sie nicht selbst zu tun bereit gewesen wäre. Für eine kinderliebende Frau mit Familiensinn wäre ein Einkindhaushalt nur eine ungenügende Befriedigung ihrer Muttergefühle und -freuden. Entgegen dem mahnenden Rat der alten Vettel entschied sie sich also für den Jungen. Seine schon angedeutete Verbohrtheit, die ihm auch später erhalten blieb, machte ihr arg zu schaffen. Anfangs rannte sie in ihrem Schlafzimmer auf und ab, wie ein Raubtier in seinem Käfig – stöhnte – presste – keuchte – schrie. Aber wer verlässt schon gerne seine wohlige warme Wohnung, ohne sich Gedanken um die Miete machen zu müssen? Umhegt und geschützt vor schlimmen äußeren Einflüssen. Gut genährt und sorgenfrei. Doch das Gesetz der Natur verlangt es anders. Der Kleine wehrte sich bis zuletzt und wurde dadurch, natürlich nichts ahnend der Folgen, beinahe zum Mörder seiner geliebten Mutter. Zweiundzwanzig Stunden nachdem Cäcilia Fruchtwasser verloren hatte und noch kein Stückchen Nachwuchs zu sehen war, schlug Hildegard die Hände über dem Kopf zusammen und meinte, so etwas noch nicht erlebt zu haben. Sie stellte eine Kinnlage des Kindes fest und verordnete die Presswehen zu veratmen, um das Kind wieder in die richtige Lage zu bringen. Johann, der bis zu diesem Zeitpunkt zweiundzwanzig „Vater unser“ inbrünstig gebetet hatte, beschloss zum Gott im Himmel einen Gott in Weiß zu konsultieren. Entgegen dem ursprünglichen Wunsch seiner Frau holte er den alten Dr. Reischl, Gemeindefeldarzt von Ausdorf und kurz vor der Rente, mit dem Pferdewagen ab. Dem Ernst der Lage und der gebotenen Eile entsprechend jagte der werdende Vater sein Pferd mit fliegender Mähne und knallender Peitsche über die steinige Landstraße, die sich zwischen sanften, goldenen Hügeln schlängelte. Als sie in Rekordzeit vor dem Hof ankamen, die jedem römischen Wagenlenker bei den augustianischen Spielen zur Ehre gereicht hätte, kroch der gute Doktor wie ein Häufchen Elend vom Kutschbock herunter, ordnete seine porösen Knochen, klopfte sich den Staub aus dem Ordinationsmantel – zum Umziehen ließ man ihm keine Zeit mehr – und murmelte etwas von „Mordsritt als wäre der wahrhaftige Teufel hinter der armen Seele her“. Währenddessen äugte die vierjährige Maria zweiundzwanzig Mal bei der Schlafzimmertür hinein und fragte jedes Mal ungeduldiger, wann es denn endlich soweit sei mit dem Brüderchen (für sie stand außer Zweifel, einen Bruder zu bekommen). Und jedes Mal wurde sie mit ausgebreiteten Armen aus dem Zimmer gescheucht, unter Androhung, ihr ordentlich den Hintern zu versohlen. Als der Doktor, wieder Herr seiner Sinne, eintrat, kreuzten sich für einen kurzen Moment feindselig zwei Augenpaare wie scharfe Klängen. Schulmedizin und Hexenkunst – volkstümlich ausgedrückt – trafen aufeinander. Aber 140 Jahre an gemeinsamer Lebensweisheit, Erfahrung und Vernunft stellten ihre persönlichen Befindlichkeiten und Querelen hinten an, um Hippokrates und Paracelsus keine Schande zu bereiten. Der Arzt stellte seine schwarze Tasche auf einem Stuhl ab, wusch sorgfältig seine Hände und ließ sich von Hildegard über Lage und Verlauf informieren. Er horchte, tastete, diskutierte und brachte schließlich seine mitgebrachten Utensilien wie Saugglocke und Geburtszange zum Einsatz, deren Anblick Cäcilia die Tränen in die Augen trieb. Wimmernd biss sie auf den Polsterzipfel und hielt sich mit festem Griff am lederartigen Unterarm der Hebamme fest. Unter schmerzlichsten Anstrengungen und mit einem erlösenden Schrei wurde der erwartete Junge in die kalte, grausame Welt hinaus gestoßen, besser gesagt, behutsam herausgezogen. Nackt und hilflos plärrend, der Nabelschnur beraubt und von den rauen Händen der alten Geburtshelferin sauber gewaschen, die ihm mit zahnlosem Grinsen Angst einjagte. Einzige Sorge der Niedergekommenen war, ob das Kind auch gesund sei und keine – sie wollte das hässliche Wort „Missbildungen“ nicht aussprechen – und auch keinen Nachteil davongetragen habe. Dr. Reischl tätschelte ihre Hände und versicherte, einen gesunden, kräftigen Jungen, gemeinsam mit seiner äußerst talentierten Assistentin ans Licht der Welt befördert zu haben. Dabei glitt sein

versöhnlicher, dankbarer Blick zu der Hebamme, die ihm ihrerseits kokett zuzwinkerte. Erst als der Kleine in den schützenden Armen seiner Mutter lag, die mit verschwitztem, bleichem Gesicht und bebenden Lippen ein Stoßgebet flüsterte, beruhigte er sich und delectierte sich schmatzend mit angeborenem Saugreflex an der ihm dargebotenen Brust. Freudentränen nässten seinen spärlichen Haarflaum. Todmüde und glücklich, umgeben von einem Nimbus, als würde der Stern von Bethlehem über ihnen scheinen, schliefen sie erschöpft ein. Der stolze Vater küsste beide auf die Stirn, kutscherte den Doktor nach Hause – „Aber gemächlich, mein Sohn!“ – begab sich anschließend frohlockend ins Wirtshaus, um dort den strammen Jungen zu verkünden und zu begießen. Das Schwesterlein Maria, das von allen Mitzi gerufen wurde, hielt nach genauen Instruktionen der Amme, die sich schon für einen weiteren dringenden Fall im Ort bereit machte, fürsorglich Obacht. Sie legte der Mutter Kompressen gegen Fieberanfälle auf, benetzte ihre trockenen Lippen mit ungesüßtem Kamillentea und hielt ihren Körper warm und bedeckt. Als sie still und fasziniert dieses Bildnis der Geborgenheit und Harmonie anschaute, diese Aura der Symbiose und Abhängigkeit erfasste, blitzte aus ihren dunklen Augen kindliche Eifersucht. Wenn damals jemand gefragt hätte, was sie einmal werden wollte, so hätte sie ohne zu zögern „Mutter“ geantwortet.

Cäcilia war hernach drei Wochen bettlägerig, zu schwach, ausgezehrt von den Strapazen und nur langsam von den erlittenen Qualen genesen. Zwei Tage nach dem freudigen Ereignis im Hause Marzian kam Tante Anna, die Schwester Cäcilias, auf den Hof, um die Familie zu unterstützen. Sie war Büroangestellte bei einer Baufirma in Wien und meinte, sie könnte nie wieder auf Dauer in so einem Provinznest – „Wo noch in den Graben geschissen wird“ – leben. Damals war es für sie noch nicht vorstellbar, einmal dankbar für die Herberge am Land zu sein. Anna war eine resolute Person, mit mächtiger Oberweite, tiefer, voller Stimme, wallendem kastanienbraunen Haar und sprunghafter Laune. Im Gegensatz zu ihrer Schwester, die zart und feingliedrig war, immer sanft und ausgeglichen. Tante Anna wurde in einer naseweisen Führung von Mitzi in den Haushalt eingewiesen. Sie zeigte ihr, wo Töpfe und Teller standen, wo das Feuerholz untergebracht war und teilte ihr mit, wann Vater zu essen wünschte. Wie sich dann herausstellte, war die Tante eine hundsmiserable Köchin und versuchte ihr Unvermögen durch besondere Abwechslung und noch nie gesehene Kreationen zu kompensieren. Die neumodischen Menüs riefen betretene Gesichter bei Tisch hervor; Johann und Tochter hofften innigst auf eine baldige Genesung der Kranken. Dem Kleinen konnte es egal sein – Muttermilch ist etwas Delizioses – besser als die Götterspeise Ambrosia, denn wer will schon unsterblich werden? Dafür hatte Tante Anna andere Qualitäten. Mit ihr wurde es nie fad, sie redete wie ein Wasserfall, sang laut (aber nicht immer richtig) Arien aus Opern, die sie mit kunstverständigen Herren leidenschaftlich gerne besuchte, konnte allerlei Geschichten aus der großen Stadt erzählen und machte keinen Muckser, wenn Vater ihr anerkennend einen Klaps auf den breiten Hintern versetzte oder sie mit groben Griffen in die Rauchküche schob und ihr einen mehr als verwandtschaftlichen Kuss abverlangte. Mitzi fing an, sich bei der Mutter über die Tante zu beschweren, dass diese immer so ein komisches Zeug koche und so schlampig sei. Cäcilia lächelte matt und strich ihr versöhnlich durchs Haar: „Die Tante Anna hat halt keine eigene Familie und muss für niemanden sorgen. Wenn du ihr hilfst, lernt sie es schon. Musst ein bisserl Geduld mit ihr haben, meine Große. Aber seien wir froh, sie hier zu haben.“

„Mutti, versprich mir trotzdem, dass du ganz schnell wieder gesund wirst“, damit beugte sich Mitzi vor, gab ihrem Brüderchen, das wieder seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Erholungsschlaf, nachging, einen Kuss auf den Hinterkopf und trollte sich aus dem Schlafzimmer. Johann hatte es nicht leicht in dieser Zeit. Mit der Arbeit am Feld, im Weingarten und am Hof musste er alleine fertig werden, denn Anna wollte keine Ahnung mehr von

Landwirtschaft und Viehhaltung haben. Dinge, wie man das Pferd striegelt und füttert, die Kuh melkt und den Stall ausmistet, waren ihr einfach entfallen. Sie hatte sogar Angst vor der Kuh Rosa entwickelt und im eingezäunten Fleckchen Garten sah sie nur die schönen Blumen, nie aber das zu pflegende Gemüsebeet und das Unkraut. Kurzum ungeschickt und dumm, wie eben Stadtmenschen waren. Diese Feststellung brachte Mitzi eine Kopfnuss von ihrem Vater ein, der so etwas nie wieder hören wollte. Das jüngste Mitglied der Familie hatte hingegen nicht den geringsten Grund sich zu beschweren. Ihm erging es wie dem sprichwörtlichen jungen Hund im Simperl\*. Wenn er schrie, bekam er zu essen, wenn er in die Windeln gedonnert hatte, wurde er von der Tante unter Regie seiner Schwester trockengelegt, die mit Argusaugen jeden Handgriff überwachte und aufpasste, dass die Tante ja nicht zu grob mit ihm umging. Er duftete nach Seife und Hirschtalg, nach Liebe und Geborgenheit. Seine zarte Babyhaut, der kleine Schwabbelbauch, Füßchen und Händchen wurden bei jeder Gelegenheit mit kosenden Küssen seiner Anbeterinnen bedeckt. Tempeldienerinnen und ihr Gott. Und so fand er schnell heraus, dass es nur eines lauten Klagegons bedurfte, um sich jeden Wunsch von den Lippen ablesen zu lassen. Man konnte behaupten, er wusste die Gunst der Stunde zu nutzen.

---